

gen und Augenblicksbildern, lyrisch-didaktisch, einen Umriss vom Lebenslauf eines süddeutschen Seelen- und Tatmenschen, gilt als Versprechen und Vorläufer und hat sich doch die Leser erobert.

Abschließend: Der Verleger Hermann Leins hat einen wertvollen Beitrag zur Kultur bereits

dadurch geleistet, daß er den Willen zum deutschen Bildungsroman in seiner Seele trägt und seine Autoren ermuntert, die große traditionelle Linie einzuhalten. Er will als Verleger Lebensbücher herausbringen, die vom Saft der Erfahrung und - bleibend sind.

D A S D I C H T E R B I L D N I S

O T T O F L A K E

Etwas über mich

EIN SELBSTPORTRAT

So ephemere, so fern und versunken wie etwa die Fürstentümer Moldau und Walachei erscheinen mir heute die rund fünfzig Jahre, in denen das Elsaß dem Verband des Deutschen Reiches angehörte.

Nach 1870 wanderten die sogenannten Altdeutschen ein - Beamte, Geschäftsleute, Militärs - und erwarteten, daß die Einheimischen das Problem wie sie ansahen: daß gar kein Problem vorliege, vielmehr ein deutscher Stamm zum Reich zurückgekehrt sei. Aber das war ein Argument, das den Elsässern von 1680 oder 1700 etwas gesagt hätte - ihren Nachkommen von 1880 oder 1900 bedeutete es nur Theorie, zweihundert Jahre lang hatte dieses Volk nicht mehr die deutschen Geschicke geteilt. Und so gab es eine elsässische Frage, so ungern auch die Deutschen es hörten.

Als das Elsaß dem Reich im siebzehnten Jahrhundert verloren gegangen war, hatte es noch kein Preußen gegeben, und wenn die Bayern, Schwaben, Franken über das Gefühl, vom Norden ihrer Eigengeschichtlichkeit beraubt worden zu sein, hinwegkamen, die Elsässer vermochten und wollten es nicht. Man hatte sie nicht „heimgeholt“, sondern ohne Befragung einverleibt.

Als ich, 1900, nach dem Abitur, die Stadt meiner Jugend, Colmar, mit Straßburg vertauschte, waren mir diese Zusammenhänge noch nicht bewußt, aber durch Anschauung, durch Kenntnis der Dinge und der Menschen, vertraut. Die Bewußtheit, der Blick und damit der Trieb, darzulegen, daß es tatsächlich eine elsässische Frage gab, stellten sich rasch ein, sobald ich auf Kameraden traf, auf andere junge Menschen, die in denselben Verhältnissen aufgewachsen waren, gleichgültig ob Deutsche oder Elsässer der Herkunft nach.

Aus dem elsässischen Lager kam René Schickele, aus dem deutschen Ernst Stadler, die Söhne eingeborener Bauern, die von zugewanderten „Schwowe“, auch Mischlinge - alle trafen sich in der gleichen Auflehnung gegen die offizielle Legende in der Empfindung, daß etwas noch nicht

Ausgesprochenes sichtbar zu machen sei - ein selbstbewußtes Elsässertum. Seine Aufgabe konnte, wie die Dinge lagen, nur Vermittlung, Versöhnung, Ausgleich sein, unter Betonung des unpreußischen Charakters dieses westlichen Gliedes, das noch nicht den Rang des gleichberechtigten Bundesstaates besaß.

Bei der elsässischen Frage handelte es sich darum, die zugezogenen und die einheimischen Elemente einer Synthese zuzuführen, im Grunde aber bedeutete das, daß es eine deutsche Frage gab: daß der neudeutsche Mensch, der Bewohner des zweiten Kaiserreiches, und die bürokratisch-militaristisch geformte, vom preußischen Geist bestimmte Kultur problematisch war. Wenn irgendwo im Bismarckschen Gebilde die kritische Auseinandersetzung, der Abstand, die Nichtidentität möglich wurde, dann im elsässischen Winkel.

Was dem Deutschen noch heute, nach der Katastrophe, schwer fällt, sich selbst mit nüchternen, mit sehenden Augen zu betrachten und zu begreifen, wie alles gekommen ist, kurzum das zu erlangen, was ich oben schon den Blick nannte: wir damals, zwischen 1900 und 1914, kamen ihm auf die Spur: wir, die im Grenzland aufgewachsenen.

Meine innere Entwicklung war damit bestimmt, der führende Gesichtspunkt gegeben: die Plattform am Rand des deutschen Geschehens, nicht in ihm - die konsequente, fortschreitende Auseinandersetzung mit dem deutschen Wesen. Das mag negativ klingen, ich sehe den positiven Aspekt. Denn einen Halt hat, wer Bestehendes, Zeitliches, Gewordenes an Forderungen mißt, die auf einer anderen Ebene liegen. Er lernt unabhängig denken, es kommt ihm nicht darauf an, gegen eine Mehrheit von Millionen zu stehen.

1918 brachte zwar den Verlust der elsässischen Heimat, aber auch die Hoffnung, daß die Deutschen nun mit ihrer neuen Freiheit und der neuen, so großzügigen Verfassung etwas anzufangen wußten. Ein paar Jahre lang sagte ich, über Politik

und Kulturpolitik schreibend, ihrer nutzlosen Demokratie die Meinung.

Eines Tages fragte eine Berlinerin, bei der ich den Tee nahm: „Wann erscheint ihr nächster Artikel in der Weltbühne? Ich freue mich immer darauf, Sie schimpfen so schön auf die Deutschen.“ – Es gab mir einen Schock, nicht um den Damen von Berlin nur ein Vergnügen zu machen, schlug ich mich mit meiner Nation herum, die Aufsätze wurden nicht von denen gelesen, an die sie sich wandten, nicht im gegnerischen Lager, sie verfehlten ihren Zweck.

Von einem Augenblick zum andern gab ich diese undankbare Arbeit auf, verließ das Land und entpolitisierte mich, überzeugt, daß den Deutschen nicht zu helfen sei. In der Schweiz und in Italien wandte ich mich ausschließlich mir selber zu, an die Jahre, die ich oberhalb Bozens auf dem Ritten verbrachte, denke ich als die schönsten, ruhigsten zurück: naturnahe Jahre, die sich in der Erzählung vom Reisegefährten spiegeln.

Auch das Verhältnis zur Nation gesundete, in der Nähe hatte ich zuviel auszusetzen, auf Abstand konnte man sich an das halten, was an ihr gefiel. Philosophisch ließe sich dieser Zustand als Fernliebe bezeichnen, der Gegenbegriff ist wohl Nahfeindschaft.

Ich wäre auf dem Ritten geblieben, aber dann schrieb ich die erwähnte Erzählung, die in der Frankfurter Zeitung erschien und den Faschisten in Rom mißfiel, weil sie – in der damaligen Fassung – der Unzufriedenheit der Südtiroler mit ihren neuen Herren ungeschminkten Ausdruck verlieh. Ich sah mich auf direkten Befehl Mussolinis ausgewiesen und an die Grenze geleitet, wenn ich wollte, konnte ich mir schmeicheln, für das Deutschtum eingetreten sei auch ich.

Als Wohnort wurde Baden-Baden gewählt, hier war ich in Süddeutschland, dem Elsaß gegenüber. Zum ersten Mal war ich richtig seßhaft, schon den Fünfzig nah, und da es eine Entscheidung war, zu der ich mir viel Zeit genommen hatte, blieb ich ihr treu, als 1933 nochmals die Frage auftauchte, wie ich es mit der Nation halten wolle. Ich blieb kapselte mich ab und verdankte dem Krieg, was die meisten überraschen wird, das Wichtigste, was ein geistiger Mensch braucht: unbeschränkte Muße.

Durch Zufall hatte ich einen Ort gewählt, den die Bomber verschonten. Ich faßte eine Anzahl Arbeiten ab: mein Hauptwerk, einen Roman, der durchs ganze neunzehnte Jahrhundert geht, unter dem Titel FORTUNAT, andere Epik, geistesgeschichtliche und kulturkritische Untersuchungen. Ich las nach Herzenslust, hatte Umgang mit Gleichgesinnten und wartete stoisch das Ende ab, über das ich mir von Anfang an klar war.

Anfeindungen und Mißverständnisse sind mir gleichgültig, ist man Schriftsteller, ist man Dichter, so hat man seine Sachen zu schreiben, sonst nichts. Es ordnet sich alles von selbst.

Da mich das deutsche Schicksal nicht unvorbereitet traf, traf es mich auch nicht tödlich. Es beruht alles auf Gegenseitigkeit. Gib mir eine

Nation nicht, was ich von ihr erwarten darf, so halte ich mich erstens an mich selbst und zweitens an die Idee, die ich von der Nation habe – ich, nicht ein Goebbels oder Hitler, setze fest, was deutsch ist. Es gibt nur ein Glück, die Unabhängigkeit, und nur eine Gnade, die Bewilligung der Zeit, die einer braucht, um sich auszuformen – zu vollenden, sagt man wohl.

Kirschbaumlegende

Als jüngst, im Juni dieses trunkenen Jahrs,
ein Mann an einem Baum vorüberging,
der, wundervoll, voll süßer Kirschen hing,
da hörte er ein Ächzen, und ihm war's,
als stöhne jemand, doch dann schien's ein Schrei,
wie wenn ein Jammer in dem Baume sei.

Der Mann entfloh. Doch plötzlich blieb er stehn
und kehrte um und sah zu Frucht und Stamm,
und sah und sah, und jäh sah er ein Lamm
und einen Rappen um die Kirschen wehn,
sie gingen nicht, sie schwebten, und der Mann erfuhr:
die Tiere sind der Unschuld Gruß und Spur.

Sie waren nicht allein, der Schmetterling,
der Salamander wehten um den Baum,
es war ein Traum, und es war doch kein Traum,
als dann ein Wimmern durch die Zweige ging,
die Unschuld weinte, und die Unschuld schrie,
es schrie auf Erden jedes arme Vieh.

In diesem Baum schrie's von der Grausamkeit,
vom Untergang der Güte schrie es wild,
von dem, was Güte ist, und was sie gilt,
vom Leiden schrie's und von dem Leid der Zeit,
vom Widersacher und von seinem Fluch,
es ist genug, schrie es, es ist genug.

Da ging der Mann, und wie er ging, schwor er:
Und ob ich stürbe, lebe ich für sie,
für jener Unschuld edle Harmonie,
sie ist geschändet, ihre Wiederkehr
sei meines Lieds Beginn, ach, sei sein Schluß,
ich sing von Schuld und Unschuld, weil ich's muß.

Er ging und ging, und war am End' daheim,
er saß und dachte in des Zimmers Staub,
da sah er plötzlich jenes Kirschbaums Laub
durchs Zimmer wachsen, roch der Biene Seim,
die auch durch Blatt und Duft geflogen war,
und eine Grille tief in seinem Haar.

Und Bär und Lerche riefen, küßten ihn
und sangen: Bruder, komm, sei nicht verzagt,
noch eh des nächsten Tages Morgen tagt,
vernimm dein Nachbar deine Melodien,
greift sich ans Herz und weiß aus deinem Lied,
daß nur das Gute in der Welt geschieht.

Wolfgang Weyrauch